



# Leseprobe

Marina Kirschner

## Morgen werden wir uns finden

Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,00 €



---

Seiten: 448

Erscheinungstermin: 15. März 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### **Ein Schicksal, das sich Liebe nennt**

Als Kinder wohnen Valerie und David Tür an Tür, doch als David endlich den Mut fasst, Valerie anzusprechen, ist es zu spät – denn sie zieht mit ihrer Familie weg. Während Valerie ins Internat kommt und in Amanda eine Freundin fürs Leben findet, ist an Davids Seite sein Adoptivbruder Lenian nicht mehr wegzudenken. Beide werden erwachsen und finden ihre berufliche Erfüllung – doch gleichzeitig merken sie, dass ihnen etwas Entscheidendes fehlt. Immer wieder halten sie sich an denselben Orten auf. Doch keiner von ihnen ahnt, dass der Mensch, der ihnen zu ihrem Glück fehlt, eigentlich ganz nah ist ...

Mit Charme und viel Liebe zu ihren Charakteren erzählt Marina Kirschner die Geschichte von zwei Menschen, die ihr ganzes Leben darauf warten, sich endlich zu begegnen.

### **Autor**

## **Marina Kirschner**

---

Marina Kirschner ist das Pseudonym einer österreichischen Bestsellerautorin. Ihre Romane erregen im Buchhandel und bei den Lesern viel Aufmerksamkeit. Auf die Idee zu ihrem zweiten Roman »Morgen werden wir uns finden« kam Marina Kirschner durch das Märchen von den beiden Königskindern. Sie fand die Vorstellung, dass sich zwei Menschen immer nur beinahe begegnen, so spannend, dass sie die Idee kurzerhand zu einem ganz neuen und modernen Roman formte.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2023

Copyright © 2023 by Penguin Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Michelle Stöger

Umschlaggestaltung: Favoritbuero

Umschlagabbildung: Getty Images / ©miodrag ignjatovic

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-328-10893-1

[www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)

## David, 1993

Das Regenbogenmädchen wird heute früher nach Hause kommen. David hüpfelt aufgeregt hinaus in den Garten, es ist Frühling und warm genug für ohne Mütze. Er kennt bereits alle Wochentage, und am Freitag dauert der Kindergarten nur bis zwei. An den anderen Tagen bleibt das Regenbogenmädchen bis zum Abend verschwunden. Mama sagt, im Kindergarten machen sie dasselbe wie er zu Hause mit den Glückskindern: spielen, Musik hören, basteln, schaukeln. Und da hat David sich einen Plan ausgedacht. Dass das Mädchen in Zukunft, statt in den Kindergarten zu fahren, zu ihnen kommen kann, hat er sich überlegt, und jetzt braucht er noch den Moment. Ein Moment ist, wenn die Erwachsenen einen offenen Blick haben und zuhören, nicht beschäftigt sind und nicht abgelenkt. Man muss sehr aufmerksam sein, um den richtigen Zeitpunkt zu erwischen, sonst sagen sie sofort Nein. Ohne zugehört zu haben.

Aufmerksam ist David, deswegen weiß er, wie das Regenbogenmädchen heißt. Er hört jeden Morgen die Rufe: »Komm, Valerie, wir sind spät dran«, oder: »Valerie, wo bleibst du denn!«, manchmal auch: »Bitte, Valerie.« Dann geht immer das automatische Tor auf, das Auto kommt heraus und bringt Valerie fort.

Das Problem ist der Bach. Wenn der Bach nicht wäre, könnte David mal hinübergehen und Valerie ansprechen. Willst du mit mir rutschen, hast du das Vogelnest gesehen, isst du gern Erdbeeren, woher hast du die Stiefel? Das wäre nicht schwierig. Doch wegen dem Bach hat jedes Haus einen Zaun, da kann David hindurchschauen, aber nicht drüberklettern. Der Zaun ist höher, als David groß ist. Dann gibt es noch den Vorneweg, durch das Tor. Das kann David öffnen, er wird ja bald sechs, die Sache ist nur, dass er das nicht darf. Den Vorneweg be-

nutzt er mit Mama und Papa, manchmal mit einem der Glückskinder, das kommt darauf an, wie alt sie sind. Fast immer sind sie kleiner als David, selten kommt ein größeres. Der Vornweg ist gefährlich, weil da die Autos fahren. Bevor man rausgeht, muss man links und rechts und wieder links schauen, und dann trotzdem noch aufpassen. Durch das Tor also nicht, hinten über den Bach auch nicht. Das bedeutet zwei Schwierigkeiten, und noch dazu die Erwachsenen. Valerie ist nie allein, immer sind Erwachsene bei ihr. Die sind wie ein Stoppschild.

Seit einer Weile darf David allein in den Garten, und da ist Valerie ihm aufgefallen. Weil sie so lustige Sachen zum Anziehen hat. Man kann nirgendwo anders hinschauen, wenn Valerie in der Nähe ist. Überhaupt kein Kind auf der Welt ist bunt wie sie, und die Erwachsenen, mit denen sie im Auto fährt, sind es auch. Da kracht und blitzt es auf den Mänteln und Pullovern, die brennen wie Feuer oder sind blau und funkelnd, manchmal schimmernd, einmal waren sogar Federn auf den Schuhen der Frau. Echte Federn! Valeries Stiefel sind schwarz mit neonfarbenen Punkten, die explodieren, das ist wirklich wild. Sie ist so nah, trotzdem kann David nicht zu ihr. Er sieht sie jeden Tag. Aber nur durch die Scheibe vom Auto.

Der Plan, den er sich überlegt hat, lautet: Valerie zum Spielen einladen. Herausfinden, wo sie die Stiefel herhat. Sie überzeugen, dass es bei ihm zu Hause besser ist als im Kindergarten. Er hat nämlich das beste Zuhause auf der ganzen weiten Welt.

»Wozu brauchst du denn noch ein Kind in deinem Leben?«, hat Mama gefragt und gelacht, mit einer Handbewegung zu dem Durcheinander aus Spielsachen im riesigen Wohnzimmer.

»Es ist andersrum«, hat David geantwortet, »Valerie braucht uns.«  
Und das stimmt, er sieht es an ihrem Gesicht.

»Na ja, auf eins mehr oder weniger kommt es nicht mehr an«, hat Mama gesagt und ihm versprochen, dass sie nachher um zwei mit ihm rübergeht zum Nachbarhaus.

Dann kann er Valerie fragen, ob sie mitkommt. Und ihr zeigen, wie laut und lustig es bei ihm ist.

Aber heute ist alles anders als sonst, und jetzt wundert David sich. Valerie und die Erwachsenen kommen nämlich nicht raus und fahren auch nicht weg. Stattdessen taucht ein großer weißer Wagen auf, langsam kriecht er über die enge Straße rückwärts zum Haus. Zwei Männer steigen aus und klingeln an der Tür, die bunte Frau öffnet ihnen. Es geschieht so lange nichts, dass David langweilig wird und er zur Sandkiste hinübergeht. Durch die Terrassentür hört er Papa, der mit Eva, Sebastian, Johannes und Anna in der Küche ist. Sie wollen einen Kuchen backen, doch zuerst gibt es Frühstück. Der Sand ist feucht, David setzt sich nicht hin, scharrt nur mit dem Schuh hin und her. Das Haus von Valerie ist gelb, seines ist hellblau, beide haben einen Garten mit Wiese und Bäumen, dazwischen der Bach, davor die Straße. So toll wie hier kann es im Kindergarten nicht sein, da ist er sich sicher.

»Komm rein und iss was!«, ruft Mama, und David folgt ihr gern, weil er mächtig Hunger hat. Sie machen das jeden Morgen so, dass er sich anzieht und in den Garten stiefelt, während Mama die Glückskinder weckt und die Tageskinder in Empfang nimmt, und wenn Papa die frischen Semmeln aus dem Ofen holt, setzen sich alle an den großen Tisch. Im Moment sind sie nur fünf Kinder, zusammen mit David, aber das ändert sich ständig, manchmal auch sehr plötzlich. Es kann sein, dass an einem Tag ein Baby kommt, sogar mitten in der Nacht, es kann sein, dass das Baby eine Woche später wieder weg ist oder drei Jahre bleibt, das weiß man nie so genau.

Nach dem Frühstück läuft David zurück zum Zaun, und beim Nachbarhaus ist auf einmal was los. Der große Lieferwagen steht noch in der Einfahrt, die Männer tragen eine Waschmaschine, die sie auf die Ladefläche heben. Die Regenbogenfrau kommt mit einem Karton, der Regenbogenmann mit einem Sessel. Die Erwachsenen stellen die Dinge in den Wagen, dann gehen sie wieder hinein. So machen sie das eine Weile, irgendwann bringen sie keine Sachen mehr. Stattdessen gibt die bunte Frau einem der Männer einen Zettel, der nickt, steigt in den Lastwagen und lässt sich von seinem Freund mit

Handzeichen zeigen, wie er durch das Tor passt. Hinter ihnen steigt der Regenbogenmann ins Auto, und dann kommt sie doch noch heraus: Valerie. Sie trägt einen blau-gelb-grünen Pullover mit einem funkelnden Stern auf der Brust, und sie hält zwei Kuscheltiere. Während die Regenbogenfrau die Haustür abschließt, dreht Valerie sich um und schaut hinauf zu einem Fenster. Vielleicht ist dort ihr Zimmer?

Das Regenbogenmädchen, das Funkeln, die Kuscheltiere, die leuchtenden Stiefel, alles verschwindet im Auto, und David spürt einen komischen Stich in der Brust. Wie wenn etwas Blödes passiert, das er nicht verhindern kann, dass das Nest runtergefallen ist und die Vogelbabys gestorben sind zum Beispiel, plötzlich ist alles ganz falsch. Er drückt mit den Händen gegen seine Brust, es tut trotzdem weh. Er möchte etwas sagen, springen, winken und rufen: »Hier, ich bin hier, Valerie, hier drüben, du darfst jetzt nicht wegfahren!« Der Wagen gleitet vorbei, und David fühlt sich, wie wenn ihm jemand etwas wegnimmt und nicht zurückgibt. Für eine Sekunde kommt ihm vor, dass Valerie auf der Rückbank das Gesicht gegen die Fensterscheibe presst und zu ihm schaut, doch dann ist das Auto auch schon um die

## Valerie, 1993

Kurve gefahren, und Valerie kann das Haus nicht mehr sehen. Das macht nichts, es war nicht mehr schön innen, sondern leer. Ganz leer, es hat sogar gehalten. Wenn jemand etwas gesagt hat, klangen die Stimmen wie hüpfende Gummibälle und ein bisschen gruselig.

»Das Leben passiert vor uns, nicht hinter uns!«, ruft Papa beim Losfahren, und Valerie ist die Einzige, die zurückschaut.

Sie sieht den Jungen am Zaun, aber sie weiß nicht, wie er heißt. Mama weiß es auch nicht, Valerie hat sie schon mal gefragt, und man kann von ihr nicht erwarten, dass sie sich auf solche Dinge konzentriert. Mama ist wie ein guter Duft, der in der Luft liegt und eine Weile bleibt, sodass man nicht merkt, dass Mama selbst längst wieder weg ist. Der Junge stand jeden Morgen am Zaun, wenn sie in den Kindergarten gefahren sind, und mehrmals hat Valerie überlegt, ob sie ihm winken soll, aber sie hat sich nicht getraut. Er hat eine Schaukel, eine Rutsche und eine Sandkiste im Garten, braune Haare, eine rote Jacke und ganz viele Geschwister hat er auch. Valerie dagegen ist ein einzelnes Kind.

Sie richtet den Blick nach vorn, drückt Hans und Hugo an sich. Die zwei Stoffhasen hat sie geschenkt bekommen, als sie ein Baby war, sie sehen exakt gleich aus. Mama und Papa haben hunderttausend Freunde, und zwei von ihnen haben Kuscheltiere mitgebracht. Hugo hat am linken Ohr einen kleinen roten Fleck, da ist ein bisschen Himbeermarmelade draufgekommen. So ist es möglich, sie auseinanderzuhalten. Valerie vergräbt die Nase in dem Kuschelfell und atmet tief ein.

»Du wirst sehen, das wird gut bei Oma«, sagt Mama und greift vom Beifahrersitz nach hinten, um Valerie kurz übers Knie zu streicheln.

Omas Haus ist nicht weit weg, in einem anderen Stadtteil nur, der Lieferwagen mit den Umzugskartons steht schon da. Valerie war oft genug zu Besuch, um zu wissen, dass sie das Haus nicht mag. Es ist größer als das, in dem sie vorher gewohnt haben, älter, düsterer und muffiger. Es riecht wie ein Stapel Holz im Regen. Mit Oma ist das ähnlich. Nach Holz riecht sie nicht, aber wie ein Dachboden, auf dem Staub liegt. Und nach Seife. So einer milchweißen Seife, die immer stückweise in ihrem Bad liegt.

Als Papa das Auto abstellt, hält Valerie die Luft an und macht die Augen zu. Wenn sie das aushält, solange sie kann, werden ihre Eltern sich zu ihr umdrehen. Sie aufmerksam anschauen und sich mal kurz nicht bewegen, nicht reden. Aber als es in ihren Ohren anfängt zu dröhnen, als ihre aufgeblasenen Backen brennen und ihre Brust nach Luft schreit, stellt Valerie fest, dass ihre Eltern längst ausgestiegen sind und sie allein im Auto sitzt. Sie atmet hastig und hört von draußen Rufen und Reden. Die Männer von der Umzugsfirma laden die Kisten und Kartons aus, Mama dirigiert sie zum Eingang, Papa packt eine seiner Pflanzen am Topf. Plötzlich klopft jemand ans Autofenster neben Valeries Kopf. Durchs Fenster schaut Oma herein. Sie trägt auch jetzt, am helllichten Tag, einen seidenen Zweiteiler und darüber einen Morgenmantel. Ihre schwarzen Haare sind in erstaunlich ordentliche Wellen gelegt, ihre Lippen leuchten rot. Ihr Mund bewegt sich, Valerie macht die Autotür auf.

»Hallo, Oma«, sagt sie.

»Ich bin einundfünfzig«, entgegnet Oma, und Valerie weiß darauf keine Antwort.

Einen Moment lang schweigen sie.

»Was ist, kommst du nicht raus?«, fragt Oma dann.

Sie sieht drein wie jemand, der ein Geschenk auspackt und merkt, dass es nicht das ist, was er haben wollte.

»Ich mag nicht«, sagt Valerie leise.

Oma scheint zu überlegen. Sie wirft einen Blick zum Haus, zu Mama, Papa, den Möbelpackern und zurück zu Valerie.

»Na gut«, meint sie, schlägt die Autotür zu und geht.

Valerie findet plötzlich, dass da ein komischer metallischer Geruch im Auto ist. Vorher wollte sie nicht einatmen, jetzt sehnt sie sich nach frischer Luft. Sie schwingt die Beine hinaus und hüpfte auf die Pflastersteine in der Einfahrt, Hans und Hugo fest an sich gepresst.

Sie findet Oma in der Küche, wo sie an der Anrichte lehnt und eine Zigarette raucht.

»Ich hab Hunger«, sagt Valerie.

Oma bläst weißen Rauch in das große, mit dunklem Holz ausgestattete Zimmer.

»Ich koche nicht«, sagt sie.

Valerie nickt und überlegt. Dass niemand kocht, daran ist sie gewöhnt. Im alten Haus gab es Obst, Toast oder Kuchen aus dem Supermarkt, Papa isst am liebsten den mit der rosafarbenen Glasur. Im Kühlschrank lagen Sachen, die Valerie einfach nehmen konnte, weil sie nicht gekocht werden mussten, und in den Küchenschränken auch.

»Hast du Kekse?«, fragt sie, und da lächelt Oma. Lächelt breit und freundlich mit diesem großen, knallroten Mund.

»Kekse hab ich immer«, flüstert sie verschwörerisch und öffnet den Küchenschrank neben ihrem linken Bein. Er ist vollgestopft mit Süßigkeiten aller Art, Valerie sieht Mannerwaffeln und Schwedenbomben, Schokoladenkekse, Raider und Schleckbrause.

»Darf ich?«, fragt sie beinahe andächtig und setzt sich auf den Boden. Es ist wie in dem Märchen vom Schlaraffenland, das die Kindergartenante vorgelesen hat.

»Du darfst«, sagt Oma und drückt ihre Zigarette aus, »du wohnst ja jetzt hier, also ... nimm. Was mir gehört, gehört auch dir.«

Valerie greift nach einem Raider und reißt die Folie auf.

»Aber iss die Pralinen mit Alkohol nicht«, wirft Oma ein, »die brauch ich am Nachmittag zum Fernsehen.«

Valerie wühlt im süßen Überangebot. Später kommt Mama herein, Valerie sitzt immer noch auf dem Boden, hat einen verschmierten

Mund und ein unangenehmes Drücken im Bauch. Mama hält inne, betrachtet die leeren Verpackungen und lacht.

»Du hast also schon was gegessen, wie ich sehe«, sagt sie und stellt eine Kiste auf dem Tisch ab.

»Was ist da drin?«, fragt Oma.

»Küchenzeug«, sagt Mama, »ein paar Schüsseln, ein Mixer, Schöpf-  
löffel.«

»Hab ich doch alles«, entgegnet Oma, und Valerie findet, dass sie klingt wie ein Hund, der knurrt. Ihr tut der Hintern weh vom harten Fliesenboden, der noch dazu kalt ist. Es wäre schön, jetzt ein Schaumbad zu nehmen. Während Mama und Oma über den Inhalt der Küchenschubladen reden und ob irgendwo noch Platz ist oder ob man vielleicht etwas aussortieren und entsorgen muss, steht Valerie auf und trinkt aus dem Wasserhahn, weil sie nicht fragen mag, wo die Gläser sind. Mama und Oma sind sich ähnlich, aber das hören beide nicht gern. Mama hat auch schwarze Haare, genau wie Valerie selbst. Nur in Sachen Kleidung unterscheiden sie und Oma sich, denn alle Klamotten von Mama und Valerie sind selbst gemacht. Aus bunten Stoffen, Flickern, Wolle, Perlen, aus Schillerpunkten und kompliziert überkreuzten Fäden. Mama und Papa entwerfen die Pullover, Hosen und Kleider, sie können sehr gut nähen, und am Ende machen sie Fotos voneinander und von Valerie. Manchmal bekommen sie einen Auftrag, dann müssen sie etwas auf Wunsch schneiden oder mehrfach anfertigen, damit es in einem Laden verkauft werden kann. Das sind die guten Zeiten, dann haben sie Geld. In den schlechten Zeiten dagegen haben sie keines, und weil die Zeiten oft schlecht sind, mussten sie zu Oma ziehen.

»Wir können uns das Haus nicht mehr leisten«, hat Papa gesagt, »also müssen wir es aufgeben.«

Mehr hat er Valerie nicht erklärt, so ist das mit ihren Eltern. Sie beantworten alle ihre Fragen, aber nicht immer auf eine Art, die Valerie verstehen kann.

Im Badezimmer zieht Valerie sich bis auf die Unterhose aus und

schaut in den an die Wand geklebten Spiegel. Die anderen Mädchen im Kindergarten hatten alle eine weiße Unterhose, wirklich alle. Valeries Unterhosen sind blau gestreift oder mit einem Feuerwerk aus Blumen. Sie dreht eine Weile am Wasserhahn der Badewanne, bis sie herausfindet, wie er funktioniert und das Wasser nicht zu heiß wird. Das Gute daran, wenn man viel allein machen muss, ist, dass man auch viel allein machen kann.

Eine Flasche mit Schaumbad findet sie nicht, nicht mal in dem Karton neben der Tür, der aus dem alten Haus stammt und den jemand hier abgestellt hat. Noch mal rausgehen, um Mama zu fragen, will sie nicht, also kratzt sie mit den Fingernägeln Flocken von Omas milchweißer Seife ab und lässt sie ins Wasser fallen. Schaum erzeugt das keinen, stattdessen wird das Wasser trüb. Valerie setzt Hans und Hugo auf ihren Kleiderhaufen, mit Blick zur Badewanne, dann klettert sie hinein, hält sich die Nase zu und taucht unter. Sie stellt sich vor, lange Haare zu haben, die um sie herumwabern könnten wie bei einer Meerjungfrau. In Wahrheit sind ihre Haare kurz und wellig, stehen widerspenstig vom Kopf ab, manchmal schneidet Mama sie mit der Küchenschere.

»Wären sie rot, wärst du ein Pumuckl«, sagt sie dann.

Valerie kommt prustend wieder an die Oberfläche. Ihr Hintern rutscht auf dem seifigen Untergrund der Badewanne nach vorn, ihr Kopf fällt noch mal ins Wasser. Sie verschluckt sich, hustet, greift mit geschlossenen Augen nach etwas zum Festhalten. Sie erwischt den Wasserhahn und verbrennt sich daran die Finger, aber zumindest kann sie sich hochziehen. Keuchend reibt sie sich das Wasser aus den Augen und schaut, ob Hans und Hugo noch dasitzen. Sie haben sich keinen Zentimeter gerührt.

Valerie bleibt in der Wanne liegen, bis das Wasser kalt ist. Sie zieht Bahnen mit den Fingern, zählt die feinen Sprünge in den Fliesen, singt das Lied vom kleinen Wassermann. Sie hat die Geschichte auf Kassette, ihr Walkman muss in einem der Kartons sein. Es ist komisch, nicht mehr zu Hause zu sein. Im alten Haus nicht mehr zu

wohnen und im neuen noch nicht. Als wäre sie eigentlich nur bei Oma zu Besuch und würde bald wieder heimfahren. Als sie anfängt zu frieren und die Haut an ihren Fingerspitzen schrumpelig ist, steht Valerie auf. Sie bekommt den schwarzen Stöpsel an der silbernen Kugelkette nicht aus dem Abfluss gezogen, also lässt sie alles, wie es ist, trocknet sich ab und zieht sich wieder an.

Es ist Zeit, herauszufinden, in welchem Zimmer sie schlafen soll.

»Ist doch super, oder?«, fragt Mama, als sie Valerie zudeckt. Sie haben mit einem komischen orangefarbenen Ding, aus dem ein schwarzer Schlauch hängt, die Luftmatratze aufgepumpt, auf der Valerie jetzt liegt.

»Du hast das großartig gemacht heute, ich bin stolz auf dich«, Mama drückt ihren Mund in die Kuhle an Valeries Hals, »dass du sogar selber gebadet hast, das war richtig gut. Du bist schon so selbstständig!«

Sie beißt ganz leicht in die Haut unter Valeries Ohr, Valerie kichert und umarmt Mama fest.

»Den ersten Traum im neuen Zuhause musst du dir gut merken«, flüstert Mama, »der wird nämlich wahr.«

Als sie gegangen ist, schaut Valerie im Dunkeln an die Decke und fragt sich, wovon sie träumen soll. Das letzte Bild, das sie vor dem Einschlafen vor Augen hat, ist von dem Jungen am Zaun, der ihr hinterherblickt. Sein Mund bewegt sich, aber was er sagt, kann Valerie nicht hören.

Am Morgen nach der ersten Nacht in Omas Haus schlurft sie durch das Chaos in die Küche. Überall stehen geöffnete, halb ausgeräumte Kartons herum, das Wohnzimmer ist versperrt von dem großen Tisch, den Papa auf dem Flohmarkt gekauft hat, daneben lehnt das gelbe Kinderfahrrad, ebenfalls vom Flohmarkt, mit dem Valerie noch nicht fahren kann. Im langen Flur läuft sie Mama in die Arme, die ihren roten Mantel mit den Stacheln anhat und den Autoschlüssel in der Hand. Sie drückt Valerie fest an sich und gibt ihr einen Kuss auf die Stirn.

»Guten Morgen, Liebes«, sagt sie, »Papa und ich fahren nach Tschechien.«

»Was?«, fragt Valerie verschlafen.

»Da wird ein großes Lager aufgelöst. Henrik und Anne kommen auch mit. Wir kriegen die ganzen Stoffe und Materialien superbillig.«

»Und ich?«, krächzt Valerie. »Wer bringt mich in den Kindergarten?«

»Da musst du jetzt nicht mehr hingehen«, erwidert Mama, sie hat ihre wuscheligen Haare in einen hohen Pferdeschwanz gebunden und riecht wie ein sonnengewärmtes Gänseblümchen, »du bleibst bei Oma.«

»Aha«, macht Valerie unsicher, und aus der Küche, wo Oma vermutlich sitzt, kommt ein sehr ähnliches Geräusch.

»Habt es fein!«, ruft Mama und wirbelt zur Haustür. »Wir sind morgen wieder da. Spätestens übermorgen.«

»W–«, setzt Valerie an, aber Mama übertönt sie mit einem fröhlichen »hab dich lieb!« und ist schon draußen.

In der Küche schauen sich Valerie und Oma eine Weile schweigend an. Oma schiebt die zwei Zigarettenstummel im Aschenbecher vor sich hin und her. Ihr Morgenmantel ist heute hellgrün und straff zugebunden, unten schaut eine cremefarbene Zuhausehose heraus. In ihren Haaren stecken silberne Klammern, und Valerie fragt sich, ob Oma damit geschlafen hat.

»Hast du Kakao?«, murmelt sie.

Oma schüttelt langsam den Kopf, eine klumpige Enttäuschung krabbelt in Valeries Bauch.

»Aber Schokolade hab ich«, sagt Oma, »die können wir schmelzen. Und mit Milch aufgießen.«

Valerie nickt.

»Irgendwo muss ein Topf sein«, fügt Oma hinzu, bleibt aber auf dem Küchenstuhl sitzen. Also macht Valerie sich auf die Suche. In einer der Schubladen entdeckt sie einen Topf, der ihr geeignet erscheint, und nach ein paar Versuchen versteht sie, welcher Schalter am Herd zu welcher Platte gehört.

»Oh«, macht Oma überrascht, »ich hätte nicht gedacht, dass der noch funktioniert.«

Valerie lacht, hört allerdings sofort damit auf, als sie merkt, dass Oma es ernst gemeint hat.

Der Kakao schmeckt ein bisschen angebrannt, aber süß genug. Draußen scheint die Sonne, drinnen ist es ziemlich still.

»Und was machen wir jetzt?«, fragt Oma.

»Hm«, Valerie hebt die Schultern, »du könntest mir mal alles zeigen.«

So beginnt der erste von vielen gemeinsamen Tagen. Valerie hat nicht gewusst, dass sie sich verabschieden muss von Teresa und Tim, von Angelika, Josef und den anderen Kindern, von den Tanten und dem kleinen Unterschlupf in dem Holzhäuschen neben der Sandkiste. Auf ihre Frage, warum sie nicht mehr in den Kindergarten geht, antwortet Papa verblüfft: »Aber Schatz, das kostet doch«, und da ist sie wieder, die Sache mit dem Geld. Sie haben immer zu wenig davon, und manchmal hört Valerie ihre Eltern mit Oma streiten.

Aber mit jedem neuen Aufwachen verschwindet ein Stück von der Fremdheit, und über den Sommer macht das Haus Platz für Valerie. Sie und Oma packen die Kartons aus, schieben die Möbel so lange herum, bis der Tisch ins Wohnzimmer passt, kaufen Kakaopulver, Toastbrot und Schaumbad, gießen die Blumen im Garten, üben Buchstaben zu schreiben und zu lesen, weil Oma der Meinung ist, dass man seine Zeit nicht vergeuden sollte, wenn man etwas lernen könnte, und aus diesem Grund bringt sie Valerie auch das Radfahren bei. Das Haus ist immer noch alt und muffig, aber nicht mehr feindselig, und nachmittags schauen sie sich alte Filme an. Oma hat eine große Sammlung mit Videokassetten, am liebsten mag sie Audrey Hepburn und Claudia Cardinale, fast alle Filme sind aus den Sechzigerjahren. Da war Oma eine junge Frau. Sie hat ein Foto von sich auf dem Nachttisch, auf dem sie einen geschwungenen Hut und eine weiße Bluse mit Kragen trägt. Das hat Valerie heimlich angeschaut, denn Omas Schlafzimmer ist der einzige Raum im Haus, den sie nicht

betreten darf. Opa ist nicht auf dem Foto. Über Opa spricht Oma nie.

Über ihre Kindheit dagegen sehr wohl. Sie erzählt von ihrer Geburt, die während eines Bombenalarms stattgefunden hat. »Die Schwestern sind in den Luftschutzkeller gerannt«, sagt sie, »und haben meine Mutter oben alleingelassen, kannst du dir das vorstellen?«

Valerie kann es nicht.

»Wahrscheinlich schlafe ich deshalb auch beim größten Lärm wie ein Stein«, meint Oma.

Dass sie ihren Vater nie kennengelernt hat, sagt sie auch, »im Heimaturlaub hat er mich gezeugt, aber dann ist er gefallen, da war ich noch nicht mal auf der Welt«.

»Es war eine andere Zeit damals«, beendet sie jede dieser Erzählungen und isst eine Schnapspraline.

»Süßigkeiten hatten wir keine«, fügt sie noch hinzu, schüttelt den Kopf, lacht leise, »auch keine Kartoffeln oder Brot.«

Sie lächelt Valerie dann an, ohne sie wirklich zu sehen. Und Valerie legt ihre Hand auf Omas Hand, so sitzen sie eine Weile.

Beim Fernsehen am Nachmittag lutscht Valerie energisch an den Schokoladestücken in ihrem Mund und kommentiert mit Oma das Geschehen in der Hans-Meiser-Show. Da redet ein Mann mit Brille über alle möglichen Themen mit Leuten, die keine Schauspieler sind, sondern echt. Manchmal geht es um eine Scheidung oder um einen Hund, ab und zu schreit oder weint jemand. In der aktuellen Sendung streitet ein Ehepaar um die gemeinsame Puppensammlung.

Oma macht schmatzende Geräusche mit ihrem Mund, die sich anhören wie »Tz tz«. Valerie sitzt auf dem flauschigen beigefarbenen Teppich zu Omas Füßen und vertilgt die Süßigkeiten in ihrem Schoß.

»Die reden von den Puppen, als wären es ihre Kinder«, sagt Valerie.

»Die spinnen doch«, erwidert Oma, »also, was bei anderen Leuten so zu Hause passiert, ist schon verrückt.«

»Aber irgendwie interessant«, meint Valerie und grinst Oma an.

Es fließt ein stummes Verständnis zwischen ihnen, und auf diese Art verbringen sie viele Nachmittage, während es draußen heiß ist.

Wenn die Sonne nicht zu sehr herunterbrennt, macht Oma es sich im Garten auf einem Liegestuhl bequem, für Valerie hat Papa eine Hängematte zwischen zwei Bäume gespannt. Sie blättert in lustigen Taschenbüchern, hört Benjamin-Blümchen-Kassetten mit ihrem Walkman und trinkt kalten Tee, bis Oma beschließt, dass es Zeit ist, hineinzugehen und Toast mit Gurkenscheiben zu essen. Danach machen sie den Fernseher an.

Bei Regen legt Oma eine Platte auf, raucht eine Zigarette und bewegt sich langsam, aber elegant zur Musik von Brenda Lee und Johnny Cash. Die Plattennadel macht ein knackendes, kratziges Geräusch, während draußen die Regentropfen prasseln, und Omas Morgenmantel bewegt sich sanft um ihre Waden, wenn sie ihre Wiegeschritte macht. Valerie könnte ihr stundenlang dabei zusehen und tut es auch.

»Du musst dir später einen Mann suchen, mit dem du tanzen kannst«, sagt Oma, »wenn ihr nicht miteinander tanzen könnt, dann wird das nichts.«

Am Abend bringen Mama und Papa verschiedene, unterwegs organisierte Sachen zum Essen, gute Laune und Geschichten mit, spontan auch einen Haufen Freunde. Sie haben dieses Strahlen und fiebrige Gesichter, den ganzen Tag sind sie auf der Suche. Nach geeigneten Plätzen für Fotos, nach Käufern, nach Inspiration, wie Papa es nennt. Manchmal packen sie Valerie ein, spazieren mit ihr über ein Feld, durch einen Wald, ein Dorf am Rand einer Straße, sie lacht in die Sonne, während Papas Kamera klickt und klickt und klickt. Die Kleider, die sie dafür anzieht, sind wild und knittrig, eines hat aufgenähte Kieselsteine, ein anderes aufgesetzte Taschen an den Ellbogen und große silberne Pyramiden auf den Schultern. Valerie findet, dass das, was ihre Eltern machen, etwas Besonderes ist. Und sie spürt auch, dass sie in den guten Zeiten erfolgreich sind damit, selbst wenn sich dieser Erfolg offenbar nicht planen oder festhalten lässt, plötz-

lich ist er wieder weg, plötzlich kommen lange keine Freunde, niemand trinkt Wein am großen Tisch im Wohnzimmer, niemand redet bis zum Morgen, und die Gespräche mit Oma über Geld werden lauter.

\*\*\*

Am ersten Schultag bekommt Valerie von Mama einen Ranzen, den sie gebraucht gekauft und verziert hat, er ist mit Fantasie-Elementen bestickt, es muss viele, viele Stunden gedauert haben. Valerie streicht mit den Fingerspitzen darüber und hat ein gutes Gefühl im Bauch. Mama kommt mit zur Schule, wo die anderen Kinder und ihre Mütter versammelt sind, alle halten eine spitze Tüte in der Hand.

»Was ist das?«, fragt Valerie leise.

»Ich weiß es nicht«, antwortet Mama ebenso leise, »ich hatte keine Ahnung, dass du so was brauchst.«

Sie bleiben mit ein bisschen Abstand stehen und warten, bis die Direktorin die Kinder begrüßt und mit in die Schule nimmt.

»Die Mütter gehen jetzt nach Hause«, sagt die Direktorin bestimmt, und Valerie merkt, dass Mama ihre Hand nicht loslassen will.

Der Junge vom Zaun ist nicht da. Valerie ist aufgefallen, dass sie sich nicht mehr gut an sein Gesicht erinnern kann. Aber dass er braune Haare hatte, das weiß sie noch.

Valerie sieht zu Mama hoch. Sie hat sich glattgekämmt, wirkt ernst und jung, eins ihrer stillsten Kleider hat sie angezogen, das hier, auf dem Platz vor der Schule, trotzdem laut ist. Valerie drückt Mamas Finger, lässt dann los und folgt den anderen Kindern durch die Eingangstür. Dass das Leben vorne liegt, hat sie inzwischen begriffen, also sieht sie diesmal nicht zurück.

Die Lehrerin heißt Frau Wedel und hat einen dunkelblonden Pagenschnitt. Alle müssen einzeln zur Tafel gehen und sich vorstellen. Als Valerie an der Reihe ist, hat sie einen trockenen Mund und schwitzt in dem hellroten Kleid, das Papa ihr für den Schulbeginn

genäht hat. Es hat eine große Spirale am Bauch, die man herausziehen kann, und grün gepunktete Ärmel. Valerie spricht leise, als sie vorne steht, deshalb hört sie deutlich, dass jemand »Clown« zischt, sie hält den Blick auf ihre Schuhe gerichtet, kann nicht sehen, wer es war.

Bis die Schule aus ist, sagt sie kein Wort mehr.

Zu Hause fragt Oma nicht, wie es war, Valerie ist froh darüber. Nur beim Fernsehen am Nachmittag beugt Oma sich auf einmal zu ihr und nimmt sie, ohne ein Wort zu sagen, fest in den Arm. Valerie erwidert die Umarmung, und sie halten sich sehr lange. Dann räuspert Oma sich und fragt: »Magst du ein Brot mit Gurke?«

Valerie wischt sich über die Augen und nickt.

»Was war in den Tüten?«, will Mama mit besorgtem Gesicht wissen, als sie nach Hause kommt.

»Süßigkeiten«, sagt Valerie, und da schaut Mama so verblüfft drein, dass Valerie lachen muss.

»Das hab ich nicht erwartet«, sagt Mama.

»Ich war gar nicht neidisch«, erklärt Valerie, »Süßes gibt es ja bei Oma genug.«

Ansonsten erzählt sie nichts vom ersten Schultag, weil sich das, was sie fühlt, nicht gut in Worte fassen lässt. Und weil sie nicht die Blicke von Mama und Oma sehen will, wenn sie sagt, dass die anderen gelacht haben über sie.

Die Stoffhasen in Valeries Bett riechen schon lange nicht mehr nach dem alten Haus.

In den nächsten Wochen wird ihr klar, dass die anderen Kinder sich zum Großteil aus dem Kindergarten kennen, der sich neben der Schule befindet. Sie sind diesen Herbst einfach durch die nächste Tür gegangen, ansonsten hat sich für sie nicht viel verändert. Aber Valeries Kindergarten ist ein paar Kilometer entfernt, und das scheint zu genügen, um fremd zu sein. Niemand ist gemein zu ihr, aber es ist auch niemand richtig nett zu ihr.

Von der Lehrerin wird Valerie gelobt, weil sie die Buchstaben schon kennt und eine schöne Schrift hat. Dabei liegt das weniger an

Valerie und mehr an Oma, die stundenlang mit ihr Schwungübungen macht und alles so oft ausradiert, bis sie zufrieden ist.

Als Valerie eines Abends noch mal aus dem Bett aufsteht, weil sie aufs Klo muss, hört sie Oma, Mama und Papa im Flur zwischen Badezimmer und den zwei Schlafzimmern reden.

»Na, es würde ja schon helfen, ihr nicht mehr diese schrillen Klammotten anzuziehen«, sagt Oma, »das ist eine Schule und kein Zirkus«, dann werden sie still, als sie Valeries Schritte auf dem knarrenden Holzboden hören.

»Lade doch mal ein paar Kinder zu uns ein«, meint Mama am nächsten Morgen, »wir können ein Lagerfeuer im Garten machen und Würstchen grillen. Oder wie wäre es mit einer Schatzsuche?«

»Ja, gute Idee«, antwortet Valerie, aber in der Schule weiß sie nicht, wie sie die anderen Kinder darauf ansprechen soll. Und vor allem, welches von ihnen? Sie sind verschieden und sehen trotzdem gleich aus in ihren braven, musterlosen Pullovern, Blusen und Röcken, die meisten Mädchen haben zwei geflochtene Zöpfe, die auf ihren Schultern liegen. Wie könnte Valerie eine solche Ordnung stören?

Zu ihr strömen sie in der großen Pause, weil sie mit Valerie die Jause tauschen wollen. In den Brotdosen der anderen sind Buttersemeln und Apfelspalten, Käsebrote und Paprikaschnitze. Valerie hat Schokoriegel und Keksrollen, Esspapier und Gummibärchen.

»Wollt ihr mal zu mir zum Spielen kommen?«, fragt Valerie, die Augen fest auf das Wurstbrot gerichtet, das Johanna mit ihr gegen zwei Schwedenbomben getauscht hat.

»Klar«, erwidert Klaus und beißt in Valeries Nougatstange.

»Meine Oma hat ganz viele Süßigkeiten«, sagt Valerie noch, und Klaus reißt die Augen auf.

Aber ein paar Tage später erwähnt Johanna die Einladung zum Spielen im Vorbeigehen.

»Ich hab meine Mama gefragt, die hat Nein gesagt.«

»Warum?«, fragt Valerie verwundert.

»Keine Ahnung«, meint Johanna, »irgendwas mit deinen Eltern.«

Sie schaut Valerie an, als hätte die eine Erklärung, aber sie hat keine. Mama und Papa erzählt sie davon nichts.

\*\*\*

Es hat gerade zum ersten Mal geschneit, als Papa Valerie mitten in der Nacht weckt.

»Val, Val, wach auf«, wispert er, »pack deine Sachen, wir fahren nach Paris!«

»Nach Paris?«

Valerie richtet sich auf, blinzelt im Licht.

»Sind schon Ferien?«

»Was?«, Papa stutzt. »Nein. Oder? Ich glaub nicht.«

»Aber dann muss ich doch morgen in die Schule.«

»Kannst du schon das Abc?«

Valerie nickt.

»Na dann«, Papa lacht, »los, komm!«

Mama bringt einen großen Rucksack, in den sie Strumpfhosen, Kleider, Hans und Hugo, Valeries Mütze, Handschuhe und Zahnbürste steckt. Valerie weiß nicht, wie spät es ist, wie lange hat sie geschlafen? Ihre Eltern sind aufgeregt und hören nicht auf zu grinsen, von einer Einladung ist die Rede, einer Modenschau und dass sie sofort fahren müssen, jetzt gleich.

»Lasst das Kind doch da!«, ruft Oma wütend, will Mama den Rucksack aus der Hand nehmen.

»Das ist das echte Leben«, sagt Mama, »da lernt sie viel mehr als in der Schule.«

»Und was ist mit Weihnachten?«, fragt Oma.

»Wir sind ja bald wieder da«, wirft Papa ein.

Valerie hat dicke Socken angezogen und ihren Wintermantel über den Pyjama.

»Euch ist echt nicht mehr zu helfen«, murmelt Oma und geht zurück in ihr Zimmer.

Valerie will ihr etwas hinterherrufen, aber sie ist zu müde, um so schnell die richtigen Worte zu finden. Als sie aus dem Haus huschen, ist Omas Zimmertür geschlossen.

Im Auto ist es kalt, Valerie schläft wieder ein. Am Morgen ist das Licht fahl, die Autobahn still und breit und lang. An einer Raststätte gehen sie auf die Toilette, kaufen lasche Kipferl und trinken einen lauwarmen Früchtetee. Zweimal wird Valerie schlecht auf der langen Fahrt, Papa bleibt gerade noch rechtzeitig am Straßenrand stehen. Sie erbricht das Kipferl und den Tee, beim zweiten Mal hat sie nichts mehr im Magen.

Das Hotel in Paris hat glänzende Lichter an der Fassade, schwere rote Samtvorhänge und einen Weihnachtsbaum im Foyer.

»Unser Katalog ist in Frankreich sehr erfolgreich«, sagt Papa, als sie das Auto abstellen, »die Franzosen sind da einfach anders, offener.«

Er erzählt Valerie von einem Mann mit einem komplizierten Namen, der will, dass Mama und Papa Kleidungsstücke anfertigen für ein Fest. Er bezahlt den Aufenthalt und das Hotel.

»Wenn das gut läuft, beauftragt er uns sicher öfter«, Papas Augen blitzen.

Valerie schaut sich um, sogar die Luft ist anders in Paris. In so einer großen Stadt war sie noch nie. Hier kann man bestimmt leicht verloren gehen.

Mama und Papa wechseln sich ab, einer von ihnen fährt in das Atelier, wie sie es nennen, der andere läuft mit Valerie durch die Stadt. Mit Papa erkundet Valerie Flohmärkte und Kunstgalerien, nachmittags setzen sie sich in ein Café mit großen Fenstern, wählen das Günstigste von der Karte und beobachten die Leute, die vorbeiläufeln. Dann kommentiert Papa die Mäntel der Damen und die Schuhe der Herren, zeigt sich begeistert vom Stil der Pariser, »so viel geschmackvoller als bei uns«, sagt er, »aber auch langweilig. Findest du sie nicht alle langweilig, Valerie?«

»Total«, sagt Valerie dann und nippt an ihrem Sprudelwasser.

Sie fühlt sich seltsam erwachsen in Paris, losgelöst von ihrem echten Leben. Ist das so, wenn man verreist? Und was würden die anderen Kinder sagen, wenn sie sie jetzt sehen könnten? Wie anders alles wäre, wenn sie eine Freundin hätte, eine einzige nur. Der sie hiervon erzählen könnte.

Mama geht mit ihr in die Dekor- und Bekleidungsgeschäfte, die Boutique heißen. Sie schauen sich Glitzerkleider und exzentrische Hüte an, Mama streicht mit den Fingern über die Stoffe, nickt, murmelt, scheint mit den Augen Fotos zu machen. Sie kaufen nie etwas. Abends hat Valerie ein Loch im Bauch und schwere Beine, bleibt allein im Hotelzimmer zurück.

»Beziehungen«, sagt Papa, wenn er und Mama sich fertig machen zum Ausgehen, »sind im Leben das Wichtigste.«

Er gibt ihr Küsse und ein Sandwich aus der Hotelküche, Mama streicht Valerie über die Haare, bis sie fast eingeschlafen ist. Aber eben nur fast.

Es ist ein einziges verrücktes Abenteuer. Paris ist voller schimpfender Menschen und hupender Autos, voller Lichterketten, ungewohnter Düfte und kleiner Hunde in karierten Mäntelchen. Valerie isst Muscheln und Baguette, Tartes und Käse mit weißem Rand, sie lernt die Wörter merci, au revoir und bonjour, kommt sich klein vor zwischen all den Häuserschluchten und den vielen Erwachsenen.

An einem Abend wacht sie ruckartig auf, vielleicht hat ein Geräusch sie aus dem Schlaf gerissen. Sie muss an Oma denken und vermisst sie mit einer solchen Wucht, dass sie nicht mehr einschlafen kann. Sie nimmt Hans und Hugo, schlüpft in ihre Pantoffeln und schlurft hinunter ins Foyer mit dem Gedanken, dass sie Oma womöglich anrufen kann. Festlich gekleidete Menschen gehen durch die Glastür hinein und hinaus, die Hotelhalle strahlt, in ihrer Mitte steht der prächtig geschmückte Baum. Valerie setzt sich in eines der samtenen Polstermöbel und versinkt beinahe darin. Aufmerksam beobachtet sie die Paare, die an ihr vorbeihuschen, die hochgesteckten Haare der Frauen, die polierten Schuhe der Männer.

»So viel geschmackvoller als bei uns«, murmelt sie.

Nach einer Weile sind alle entweder draußen oder drinnen, niemand spaziert mehr durch die Lobby. Valeries Blick hat sich im Gefflimmer verloren, und sie schreckt zusammen, als ein junger Mann mit einer Tasse vor ihr steht. Er trägt eine Uniformjacke mit goldenen Knöpfen und macht eine Handbewegung mit der Tasse zu Valerie hin.

»Chocolat?«, fragt er, und Valerie nickt stumm.

Der Kakao ist dickflüssig und gut. Der junge Mann beobachtet sie von der Rezeption aus, Valerie lächelt ihm zu. Ein wenig später sieht sie, wie er mit einer Frau spricht und dabei in Valeries Richtung zeigt. Vielleicht ist das die Köchin, denn sie bringt Valerie einen Teller mit Salami, Oliven und Brot, stellt ihn auf dem kleinen Glastisch ab und spricht in schnellem Französisch auf Valerie ein, die kein Wort versteht. Sie isst alles auf und überlegt, wie sie nach einem Telefon fragen könnte. Die Nummer von zu Hause weiß sie auswendig. Sie lehnt sich auf dem gemütlichen Sofa zurück, von irgendwoher kommt leise Musik.

Als eine Hand an ihrer Schulter rüttelt, setzt Valerie sich auf. Sie ist offenbar eingeschlafen, und jemand hat sie zugedeckt. Der Teller und die Tasse sind fort, Mama hat rote Wangen und pink geschminkte Augen und redet auf Valerie ein. Voller Erfolg, hört sie, wird in eine Umarmung gezogen, erst von Mama, dann von Papa, beide tanzen ein paar Schritte mit ihr, geben ihr eine Tüte voller Macarons und anderer Leckereien.

»Frohe Weihnachten!«, ruft Papa.

»Oh«, macht Valerie.

Oben im Zimmer, als Mama den Mantel auszieht, sieht Valerie, dass das Kleid, das sie trägt, an manchen Stellen durchsichtig ist. Und dass Mama darunter nackt ist. Kurz denkt Valerie, dass das eine Antwort ist, aber sie hat vergessen, auf welche Frage.

Sie hat sich so erwachsen gefühlt, seit sie in dieser Stadt angekommen sind, jetzt mag sie nicht mehr erwachsen sein. Es ist anstrengend

und einsam. Während ihre Eltern übersprudeln vor Aufregung und nicht aufhören können zu reden, sagt Valerie nichts. Sie lauscht mit müdem Nicken dem Bericht vom rauschenden Fest und macht zustimmende Geräusche.

Erst als sie im Bett liegt und Papa sie zugedeckt hat, fragt sie leise: »Wann fahren wir nach Hause?«

\*\*\*

Im Frühling beginnt die Zeit der Telefonate. Valeries Eltern sind jetzt mit konkreten Zielen und Aufträgen unterwegs. Sie rufen oft zu Hause an, dann steht Valerie im Vorzimmer, den Hörer zwischen Ohr und Schulter geklemmt, dreht mit den Fingern an der Telefonschnur, Oma steht im Türrahmen daneben. Begeistert scheint Oma von der Berufswahl ihrer Tochter nach wie vor nicht zu sein, aber jetzt, wo Mama ab und zu in einem Magazin zu sehen ist oder ein Model eine ihrer Kreationen trägt, ist Oma sanfter. Die Streitereien werden weniger, und sie richten sich in ihrem Leben zu zweit ein, Valerie und Oma.

Wenn Mama und Papa daheim sind, feiern sie. Es ist dann laut und bunt und schön, das Haus vibriert vor Musik und Gesprächen, es gibt Wein und Schnaps und Kirschlikör, Walnussbrot und Mohnstrudel, jeder bringt etwas mit, niemand behandelt Valerie wie ein Kind. Sie darf mit am Tisch sitzen, manchmal wird es spät, und wenn sie morgens den Kopf nicht vom Kissen lösen kann, schreibt Mama ihr eine Entschuldigung für die Schule.

Frau Wedel liest die Entschuldigungen mit einem Blick, den Valerie nicht deuten kann, aber sie sagt nichts. In den Zeugnissen bekommt Valerie nur Einser.

Die anderen Kinder schauen sie nicht mehr an wie eine, die fremd ist. Sie wollen in ihrer Nähe sein, sind jedoch schweigsam und ungeschickt, fragen, ob sie etwas an ihrem Kleid anfassen dürfen, die aufsprühte Goldfarbe, die Metallketten, die Wackelaugen. Valerie lässt

es zu. Trotzdem ist da dieser Abstand, den sie nicht überwinden kann. Vielleicht ist das normal. Vielleicht fühlen sich alle so, wenn sie mit anderen Menschen zusammen sind?

Valerie ist bewusst, dass sie alles hat, was man sich wünschen kann.

Und trotzdem ist da dieses kleine nagende Wissen in ihr, dass etwas Wichtiges fehlt.

Im zweiten Schuljahr hat sie akzeptiert, dass ihr Leben gespalten ist in verschiedene Teile. Vormittags der Unterricht und die komplizierten Pausen, in denen sie Süßigkeiten tauscht und auf eine Einladung hofft. Nachmittags die Zeit mit Oma, den Hausaufgaben, Hans Meisers aufgeregten Talkshow-Gästen und den Liedern der Sechzigerjahre. Abends die Anrufe ihrer Eltern oder die Feste, denen sie entgegenfiebert, bei denen sie »kleine Muse« genannt wird und »bildhübscher Wildfang«. Nach Paris nehmen Mama und Papa sie nicht mehr mit, aber im Winter fotografieren sie eine Kinderkollektion mit Valerie im verschneiten Wald. Valerie fängt sich eine fiese Erkältung ein, weil sie stundenlang in kurzärmeligen Oberteilen und dünnen Hosen posiert.

Die Kollektion ist nur ein halber Erfolg, danach wird es plötzlich stiller.

Die Freunde bleiben erneut aus, die Reisen werden seltener und kürzer.

»Es ist ein Glücksspiel«, murmelt Mama, »mal sind die einen angesagt, dann wieder die anderen.«

»Man muss ständig in Bewegung bleiben«, erklärt Papa, »sich was Neues ausdenken.«

Valerie ist acht Jahre alt und versteht viel, aber irgendwie immer noch zu wenig.

Weil die Erkältung nicht weggeht und Valerie noch hustet, als der Schnee schmilzt und die Sonne zurückkehrt, sagt Oma, dass sie zum Arzt gehen sollten. In der Nacht brennt es in Valeries Brust, am Tag gerät sie außer Atem. Außerdem sticht ihr Herz, wenn sie zu schnell läuft.

Mama und Papa sind wieder mehr zu Hause, das sollte etwas Gutes sein. In Wahrheit führt es zu Reibereien, weil sie rastlos sind und unruhig. Auch Valerie und Oma, die sich an ihren gemeinsamen Rhythmus gewöhnt haben, geraten aus dem Takt, sobald sie zu viert im Haus sind. Papa will das Bad renovieren und die Küche, fängt irgendwo an und hört woanders wieder auf, sodass die Badewanne tagelang nicht benutzbar ist und der Herd eine Woche lang nicht funktioniert. Am Ende muss ein echter Handwerker kommen, und Oma wird grantig, weil den ja auch jemand bezahlen muss.

»Such du dir doch Arbeit«, zischt Mama eines Morgens beim Frühstück, »immer machst du uns Vorwürfe, dabei lebst du nur von dem Geld, das du geerbt hast.«

Valerie hält beim Toastbrotkauen inne und wartet auf Omas Antwort.

Wovon spricht Mama da? Wessen Geld und wer hat es vererbt? Hat das was mit Opa zu tun?

Valerie verhält sich ganz still in der Hoffnung, dass die beiden weiterreden, doch in der Küche liegt ein stures Schweigen. Da bekommt Valerie einen Hustenanfall, der auch nicht aufhört, als Mama ihr ein Glas Wasser gibt und Oma ihr auf den Rücken klopft.

»Das reicht«, sagt Oma in wütendem Ton, zieht Valerie vom Küchentisch zur Garderobe, setzt ihr eine Mütze auf und steckt sie in ihre Jacke, »ich bringe das Kind zum Arzt.«

»Das tust du doch nur, damit ich als schlechte Mutter dastehe!«, ruft Mama ihnen hinterher.

»Gute Mütter wissen, dass Kinder eine Schultüte brauchen!«, brüllt Oma zurück.

»Das mit der Schultüte, das war wirklich nicht schlimm«, sagt Valerie zu Oma, während sie das Haus verlassen.

Beim Arzt will die Frau an der weißen Theke sie zuerst abweisen, weil sie keinen Termin haben, aber da hat sie nicht mit der Kraft von Oma gerechnet. Oma setzt sich durch, die beiden dürfen auf den Stühlen an der Wand Platz nehmen. Valerie atmet gegen den Druck

in ihrer Brust. Als sie den Kopf hebt, kommt ein Kind aus dem Arztzimmer. Eine Frau, die ein Baby auf dem Arm hat, hilft ihm in die Jacke, und etwas kommt Valerie bekannt vor. Sie weiß nicht, wieso, würde am liebsten aufspringen und zu ihm laufen, »da bist du ja« sagen, »endlich bist du da«. Aber das wäre verrückt, deshalb rührt sie sich nicht. Der Junge hat braune Haare und grüne Augen, an den Füßen gelbe Gummistiefel, und es blitzt etwas in Valeries Bauch, etwas Heißes, Flüssiges, wie wenn etwas Wichtiges passiert. Sie steht ruckartig auf und öffnet den Mund, hat ein lautes Rauschen im Herzen und einen brennenden Wunsch, doch da

## David, 1996

ist er schon draußen im Stiegenhaus und kann sich den seltsamen Moment nicht erklären. Das Mädchen im Wartebereich hat ihn mit großen Augen angesehen und ist aufgesprungen, aber Mama hat an seiner Hand gezogen, und Benjamin hat angefangen zu jammern, deswegen musste David schnell weitergehen, zur Tür hinaus und die Treppe hinunter. Unten auf der Straße hat er noch dieses Gesicht vor Augen. Wo hat er es schon einmal gesehen? Oder ist ihm das Mädchen nur aufgefallen, weil es so farbenfroh angezogen war?

»Komm, David, bitte«, sagt Mama und schnallt Benjamin im Auto an, »wir können Papa nicht so lange mit den anderen allein lassen, außerdem musst du dich hinlegen.«

Sie hilft ihm beim Einsteigen, legt auch ihm den Gurt um und streicht ihm über die Haare.

»Ihr habt euch einen Infekt eingefangen. Der Arzt hat gesagt, ihr müsst im Bett bleiben, damit es nicht auf die Lunge geht.«

Sie startet das Auto und redet weiter, aber eher mit sich selbst, das kennt David schon von ihr.

»Wie auch immer das funktionieren soll bei einem acht Monate alten Baby.«

Als David zu Benjamin hinübersieht, ist der bereits eingeschlafen. Seine Backen sind rot und glühen vom Fieber, genau wie Davids eigene Wangen. Er wirft einen Blick aus dem Fenster, zurück zur Arztpraxis. Bestimmt ist das Mädchen noch da drin, hoffentlich ist es nicht schlimm krank. Schade, dass sie nicht kurz reden konnten, er hat das Gefühl, dass er ihr gern etwas gesagt hätte.

»Du kannst sein Gitterbett zu mir ins Zimmer stellen«, meint David, »das klappt schon.«

Mama schaut ihn über den Rückspiegel an.

»Was würde ich nur ohne dich tun, mein Großer«, sagt sie und lächelt, »ehrlich gesagt ist das eine sehr gute Idee, dann ist das Risiko nicht so hoch, dass die anderen sich anstecken.«

Die anderen, das sind im Moment vier weitere Kinder, Klara und Elli, die beide eineinhalb Jahre alt sind, Markus, der gerade zwei geworden ist, und Eva, die nach einer Pause von sechs Monaten wieder zu ihnen zurückgekommen ist und vor einer Weile ihren vierten Geburtstag hatte.

»Vielleicht bleibt sie diesmal ja für immer«, hat Mama gesagt, und David weiß nie genau, ob das nur eine Überlegung von ihr ist oder ein Wunsch.

»Es gab Probleme bei deiner Geburt«, hat sie ihm einmal erklärt, »ich wäre beinahe gestorben. Deshalb kann ich keine Kinder mehr bekommen. Aber es gibt so viele Kleine, die Eltern brauchen. Also kümmern wir uns um sie.«

Bei ihnen wohnen die Kinder, die sonst nirgends wohnen können. Glückskinder nennen Mama und Papa sie, »weil wir das Glück haben, sie umsorgen zu dürfen«. Sie sind nicht nur Pflegeeltern, sondern auch Tageseltern. Das bedeutet, dass Eva und Benjamin rund um die Uhr da sind, Elli, Klara und Markus nur bis nach dem Mittagessen. Sie werden morgens gebracht und am frühen Nachmittag abgeholt, und Davids Eltern haben ihm gesagt, dass das ihr Beruf ist, ihre Arbeit, für die sie bezahlt werden. Kinder betreuen, behüten, trösten, füttern, wickeln, in den Schlaf wiegen, umarmen und lieb haben.

»Ich bin von Beruf Mutter«, sagt Mama, »und das ist der schönste Job, den ich mir vorstellen kann.«

Sie hat lange braune Haare, grünbraune Augen und Lippen, die sich immer weich anfühlen, wenn sie David einen Kuss auf die Wange drückt. Außerdem riecht sie gut, nach Kräutersalbe, Apfelschampoo und Kuchen.

David hält die Hand des schlafenden Benjamin, während Mama bei der Apotheke stehen bleibt um die vom Arzt verschriebenen

Medikamente zu besorgen. Er weiß nicht, warum das Baby nicht bei seinen echten Eltern bleiben konnte. Was muss passieren, damit ein Kind woanders hingebracht wird? Schon mehrmals hat er überlegt, Mama und Papa zu fragen, aber dann wollte er es lieber doch nicht so genau wissen. Es spielt ja auch keine Rolle, eigentlich. Benjamin ist jetzt hier, er hat es gut, alles andere ist nicht wichtig. Na ja, außer dass sie beide schnell gesund werden.

Zu Hause kocht Mama Tee mit Honig, flößt ihnen Hustensaft und bittere Tropfen ein, steckt sie in Pyjamahosen und ins Bett.

»Papa bringt euch Wadenwickel, damit bekommen wir das Fieber hoffentlich runter.«

Während David die unangenehmen Wickel still erträgt, protestiert Benjamin und strampelt mit den Beinen. Erst als er Davids beruhigende Stimme hört, der sich im Bett nebenan zu ihm dreht und ihn durch die Holzstäbe hindurch anschaut, bleibt er liegen. Er nimmt den Schnuller, den David ihm reicht, schiebt ihn sich in den Mund und bekommt wieder schläfrige Augen.

»Danke«, flüstert Papa, »am besten ruht ihr euch beide ein wenig aus.«

Er geht leise aus dem Zimmer und lässt die Tür offen, damit David rufen kann, wenn sie etwas brauchen. Der restliche Tag vergeht in einem schweren Nebel aus innerer Hitze, dem Brennen im Hals und verschwommenen Geräuschen, die aus dem Wohnzimmer heraufdringen. Am Abend bringt Mama Hühnersuppe, noch mehr Medizin und ein bisschen Obst. Zum Einschlafen versucht David, Benjamin vorzulesen, aber seine Stimme ist zu kratzig, das Sprechen tut weh. Also flüstert er und erzählt ihm eine erfundene Geschichte, hat Benjamin im Arm und legt ihn erst in sein Bettchen, als er eingeschlafen ist. Nachts wechseln Mama und Papa sich ab, kommen zu ihnen, um die Temperatur zu messen, ihnen etwas zu trinken zu geben, Benjamins Windel zu wechseln und ihnen die Brust mit Balsam einzureiben. Am Morgen hat David das Gefühl, dass das Schlimmste überstanden ist, aber er soll noch zwei Tage zu Hause und nach Mög-

lichkeit im Bett bleiben. Ein acht Monate altes Kind lässt sich so was jedoch nicht sagen. Kaum ist das Fieber gesunken, will Benjamin krabbeln, klettern, spielen und Blödsinn machen, also nimmt Mama ihn mit ins Wohnzimmer, damit David sich noch erholen kann.

Aus Langeweile blättert er in alten Heften, die er im Krumsizimmer gefunden hat. Das Krumsizimmer enthält alles, was nur selten gebraucht wird. Skischuhe und Schneehosen, ein selbst gebautes Kasperltheater, kistenweise Pullover in allen Größen, Spielsachen, die ihre Lebensdauer überschritten haben, Puzzles, bei denen Teile fehlen, Bücher, Magazine, Gummistiefel, Koffer und Reisetaschen, Kartons mit alten Fotos. Im Krumsizimmer herrscht immer Unordnung, es ist wie eine Schatzkiste, in der man genau das findet, was man braucht, oder etwas anderes.

Während er auf den glänzenden Seiten der Hefte Rezepte für Erdbeerkuchen und Ratschläge zum Abnehmen anschaut, dröhnt sein Kopf noch ein bisschen, die Gliederschmerzen und der Schüttelfrost sind nicht mehr so schlimm. Als er ein bekanntes Gesicht entdeckt, setzt er sich ruckartig auf. *Skandal in Paris: Die österreichischen Nacktkleider* steht obendrüber, abgebildet sind mehrere Models in hellen, an manchen Stellen durchsichtigen Stoffen, die elegant geschnitten sind, verziert mit Kordeln, Tüll und flimmernden Bändern. Im Gesicht tragen alle Models glitzernde Masken. Rechts daneben ist ein Foto von zwei Erwachsenen und einem Kind abgedruckt, alle haben schwarze Haare und ein großes Lächeln. *Das Designer-Duo aus Österreich mit Tochter* steht darunter, und das ist das Mädchen aus dem Arztzimmer. Was tut sie in dem Magazin? David sieht auf der Titelseite nach, das Heft ist knapp zwei Jahre alt. Dann liest er aufmerksam den gesamten Text, der davon handelt, dass zwei Modedesigner aus Salzburg in Paris für die Feier eines reichen Privatmanns Kleider geschneidert und für viele »Ahs und Ohs« gesorgt haben. Den Skandal hinter den schönen Gewändern kann David nicht ganz erfassen, aber er ist neugierig geworden. Als Papa später hereinkommt, um zu fragen, ob David etwas benötigt, hält er ihm die Zeitschrift hin.

»Kennst du die?«

»Die was?«

»Die auf dem Foto da.«

Papa sieht konzentriert hin und zwickt die Augen hinter seiner runden Brille zusammen. Er hat wilde dunkelblonde Haare und buschige Augenbrauen.

»Ja!«, ruft er und nickt. »Das waren unsere Nachbarn. Die haben in dem gelben Haus gewohnt. Erinnerst du dich?«

»Hm«, macht David, betrachtet noch einmal das Gesicht des Mädchens.

»Du warst total traurig, als sie weggezogen sind«, erklärt Papa, »tagelang bist du immer wieder zum Zaun gegangen und hast rübergeschaut in der Hoffnung, dass sie zurückkommen.«

»Oh«, sagt David und fühlt sich wie jedes Mal, wenn seine Eltern ihm erzählen, was er früher getan oder gesagt hat oder wie er gewesen ist, während er es offenbar vergessen hat, obwohl es doch ein Teil von ihm war.

»Die waren herrlich exzentrisch«, murmelt Papa, »immer superbunt angezogen. Hätte ich mir ja gleich denken können, dass sie Mode machen. Ich wusste nur von den Fotos.«

»Was bedeutet exzentrisch?«, fragt David.

»Wenn Leute irgendwie anders sind. Und ihr eigenes Ding machen. So wie die eben. Ich find das gut. Aber viele ... na ja, da gab es immer Gerede und so.«

»Was für Gerede?«

Papa hebt die Schultern.

»Du weißt doch, wie sich die Spießbürger gern das Maul zerreißen. Wegen der verrückten Klamotten und der Party.«

»Und was für Fotos?«

»Sie haben ständig Bilder gemacht, von sich selbst und den Kleidern. Die waren sehr besonders. Dann haben sie Bildbände drucken lassen, wie Fotografen das oft machen, und andere Leute haben die gekauft und gesammelt. Tun sie wahrscheinlich immer noch. Die

Berndorf-Bücher waren zeitweise richtig begehrt und sehr viel wert, weil es nur jeweils hundert Stück oder so gab.«

»Kann ich sie irgendwie finden? Also das Mädchen, meine ich.«

»Schau doch einfach im Telefonbuch nach«, meint Papa, »ich bring dir gleich noch eine Tasse Tee. Und ein Stück Apfelstrudel.«

»Ja, bitte«, murmelt David, »und das Telefonbuch!«

Er muss nicht viele der dünnen Seiten in dem gelben Wälzer umblättern, um herauszufinden, dass es erstaunlich viele Menschen in Salzburg gibt, die Berndorf heißen.

»Woher weiß ich denn, welche Nummer die richtige ist?«, fragt er Papa.

»Hm«, meint Papa, »du könntest bei allen anrufen und fragen, ob sie Modedesigner sind.«

David reißt entsetzt die Augen auf. Allein bei der Vorstellung wird ihm heiß.

»Das ... nein«, murmelt er, »nie im Leben«, aber Papa ist schon wieder weg, von unten sind Schreie zu hören. In diesem Haus ist es niemals leise, niemals still. Private Momente sind selten, in jedes Gespräch platzt unter Garantie früher oder später jemand rein. David ist daran gewöhnt, er möchte das wilde Leben mit seinen Leihgeschwistern nicht missen. Aber manchmal wäre es schön, Mama und Papa kurz für sich zu haben, wenigstens einen von beiden. Mit einem Seufzen legt er das Telefonbuch zur Seite, schiebt das Magazin unter sein Bett und kriecht zurück unter die Decke.

Als er die Infektion überstanden hat und wieder in die Schule kann, gerät die Zeitschrift unter seinem Bett in Vergessenheit, und als Mama das Heft Monate später beim Aufräumen entsorgt, fällt es David nicht auf. Denn jeden Tag geschieht etwas anderes, das seine Aufmerksamkeit fordert, zuerst bricht Mama sich zwei Finger, dann schlägt bei einem Sturm der Blitz in einen der Bäume im Garten ein, weshalb sie ihn fällen müssen, und schließlich wird, kurz nach Davids neuntem Geburtstag, Benjamin abgeholt. Seine Mutter habe den

Rückerhalt des Sorgerechts erwirkt, heißt es, und dass die Familienzusammenführung im Sinne des Richters sei. David hört das nicht zum ersten Mal und weiß, was es bedeutet. Dass er Benjamin wahrscheinlich nie wiedersehen wird. Aber auch, dass er an dieses kleine Kind denken wird, dem er die Windel gewechselt und die Badewanne eingelassen hat, das er gefüttert und im Kinderwagen geschoben hat. Auch das Gesicht, das Mama macht, ist ihm nicht neu. Wie sie lächelt, aber nicht verhindern kann, dass diese ganz spezielle Traurigkeit durch das Lächeln schimmert.

»Natürlich ist es besser so«, sagt sie und streicht David übers Haar, als Benjamin weggebracht wurde, »sie ist seine Mutter.«

David sieht, dass es ihr in den Knochen sitzt, denn Benjamin ist zu klein, um zu verstehen. Er ist nicht fröhlich mit den Fremden mitgegangen, er hat gebrüllt und sich gewehrt, er hat geweint und sich mit hitziger Panik an Mama geklammert. Sie hat rote Flecken auf den Wangen und ist ansonsten sehr blass, ihr hellblauer Pullover ist voller Tränenflecken. David umarmt sie fest.

»Das Problem ist nur«, sagt Mama leise, »dass es ja einen Grund hatte, warum er nicht bei ihr bleiben konnte. Und ob dieser Grund jetzt verschwunden ist?«

Sie löst sich von David, gibt ihm einen Kuss auf die Stirn und kümmert sich um die anderen, die nach dem, was sie da soeben miterlebt haben, beruhigt und abgelenkt werden müssen. Erst am Abend, als die Tageskinder fort sind und die Glückskinder schlafen, hört David Mama im Bad weinen, abgehackt und atemlos, sehr kurz nur, und er weiß, wenn er morgen früh aufsteht, wird sie ein Frühstück und eine Schuljause für ihn haben und so sein wie immer, fürsorglich, aufmerksam, mit offenen Armen für jedes Kind, das sie braucht. Denn da werden noch viele Kinder kommen, und Mama wird für jedes einzelne da sein.

Über die Sommerferien wartet David insgeheim darauf, dass Benjamin zurückkommt, und er weiß selbst nicht, warum er den Kleinen so vermisst. Vielleicht, weil sie sich durch die Fiebernächte

gequält haben Seite an Seite und dadurch eine besondere Verbindung aufgebaut haben. Eigentlich fehlt David am meisten ein gleichaltriges Kind, das mit ihm in den Bus steigt und zur Schule fährt, das sich wie er für Mickey-Maus-Hefte und die Power Rangers interessiert, mit dem er ein Baumhaus bauen und darin sitzen könnte, um JuicyFruit-Kaugummiblasen zu machen, bis die Sonne untergeht. Papa hat ihm erklärt, dass ältere Kinder meist nicht zu Pflegefamilien gebracht werden, sondern in ein Heim, deshalb bleibt David weiterhin der große Bruder für alle.

Die Kinder aus seiner Klasse kommen ihn gern besuchen, aber sie sind auch schnell überfordert. Sie werden seltsam starr und kriegen große Augen, wenn in Davids Wohnzimmer das übliche Geschrei ausbricht, weil Markus Elli das kleine Pferd weggenommen hat oder Eva über den Turm aus Bauklötzen gestolpert ist, den Klara gebaut hat. Und wenn alle sich an den Tisch setzen, um Kakao zu trinken und Kuchen zu essen, geht immer mal wieder ein Besuchskind leer aus, weil es nicht schnell genug zugreift. David hat gelernt, dem Schulfreund als Erstes etwas auf den Teller zu legen. Er erntet dafür dankbare Blicke, bekommt aber auch oft Absagen auf seine Einladungen. Scheinbar ist das wilde, laute Haus den meisten Kindern zu wild und zu laut, sie haben keine Geschwister oder nur einen Bruder, eine Schwester, sie sind an eine andere Art von Aufmerksamkeit gewöhnt. Sie mögen es nicht, dass die Kleinen ihnen an den Beinen hängen, ihnen Rotz an die Hose schmieren und ihnen ins Gesicht patschen, sie wollen nicht vorlesen, nicht Regenwürmer retten, nicht teilen. David kann das verstehen, trotzdem stimmt es ihn traurig.

Als er in die vierte Klasse kommt, bringen die Zwillinge den nächsten Schwung Action in sein Zuhause. Zuerst freut er sich, weil sie älter sind als er, doch bald merkt er, jetzt ist es umgekehrt. Jetzt ist er der Kleine, der sich für die falschen Dinge interessiert, der keine Ahnung hat von dem, was angesagt ist. Silke und Simon sind fünfzehn, und was ihnen passiert ist, umgibt sie wie ein Geheimnis.

»Ich weiß es selbst nicht«, sagt Mama achselzuckend.

Sie tragen beide nur Schwarz, auch im Gesicht, auf den Lippen und Augenlidern. David findet das mutig und eigen, aber wenn er ehrlich sein soll, ist es zum Fürchten. Wie sie dasitzen, stumm und bleich, verunsichert ihn, sie sprechen nicht oder wenig, das Einzige, was sie manchmal tun, ist eine Augenbraue hochziehen oder einen Mundwinkel. Und dann weiß David nicht, was das bedeuten soll.

»Hältst du das für eine gute Idee, wie soll das weitergehen?«, flüstert Papa Mama zu, eine Woche nach der Ankunft der beiden, David hört es auf dem Weg zur Waschküche.

»Hier ist jeder willkommen«, antwortet Mama, »und basta.«

Sie bedrängt Silke und Simon nicht, sie kann das. Sie fragt nicht, verzieht nicht das Gesicht bei ihrem Anblick, lässt sich nicht abschrecken vom offen zur Schau getragenen Unwillen der Zwillinge, sie ist einfach da.

»In der Zeit, die sie hier verbringen«, raunt Mama Papa zu, »bekommen sie alles, was sie brauchen. Und solche Kinder, Hannes, das weißt du genau, solche Kinder brauchen uns noch viel mehr.«

Was auch immer geschehen ist, es muss schlimm gewesen sein. David merkt es an den Nächten. Silke kann abends lange nicht einschlafen und wird, sobald es ihr gelingt, von ihren eigenen panischen Schreien wach. Wie die meisten anderen im Haus. Simon bleibt stumm, doch fast jeden Morgen holt Mama frische Bettwäsche für ihn. Die Zwillinge sind groß und körperlich beinahe erwachsen, doch ihre verschüchterten Blicke und ihre Grusel-Clown-Aufmachung lässt sie kindlich genug wirken, dass David immer wieder versucht, sich ihnen zu nähern. Er bietet seine Bücher und Hefte an, er fragt, ob sie nach der Schule mit ihm Süßigkeiten kaufen wollen von seinem Taschengeld. Von Silke erntet er eine hochgezogene Augenbraue, von Simon ein leises Lachen. Die Kinder in seiner Klasse fragen ihn, ob er schon etwas herausgefunden hat, ob die beiden Blut trinken, ob sie Fledermäuse zum Frühstück essen. Und David genießt das allgemeine Interesse, aber Antworten hat er keine.

»Das ist zum Schutz«, sagt Papa eines Abends zu ihm, »dass sie sich so anziehen. Das ist wie ... wie eine Rüstung, verstehst du?«

David überlegt.

»Aber wovor müssen sie sich schützen?«, fragt er.

Papa schweigt einen Moment.

»Das weiß ich nicht«, sagt er dann.

Silke trägt abgeschnittene schwarze Handschuhe und malt sich eine kleine Träne unter den linken Augenwinkel.

Die kleineren Kinder gewöhnen sich an das geisterhafte Aussehen der Zwillinge, niemand weint mehr bei ihrem Anblick, die Nächte werden monatelang nicht besser. Und doch sind da auch die Momente, in denen David beobachtet, wie etwas aufbricht. Nachdem Silke und Simon das Ritual des gemeinsamen Abendessens lange verweigert haben, irgendwann spät nach Hause gekommen und direkt in ihr Zimmer gegangen sind, nehmen sie nach einer Weile doch daran teil, zwar schweigend, allerdings mit einer Körpersprache, als würden sie das Getümmel und den Lärm aufsaugen. Manchmal kommt ihnen ein Lächeln aus, ein kleines nur, aber es ist da. Er sieht auch, dass Silke konzentriert und geduldig ein Puzzle mit der kleinen Eva baut, die sie selig angrinst und ihr fasziniert mit dem Zeigefinger über die schwarzen Lippen streicht. Silke lässt es geschehen, streichelt irgendwann zurück, und so sind die beiden versunken in dieses Spiel aus gegenseitiger Zuneigung. Simon fragt David eines Tages, ob sie nach der Schule ein bisschen rumlaufen wollen, und das tun sie dann, wobei sie nicht reden und Simon lange auf die Salzach hinunterschaut, bis David an seinem Ärmel zieht. Sie sehen sich an, und obwohl David nach wie vor nichts versteht, versteht er eigentlich alles.

Ein paar Tage vor Weihnachten sitzt Mama, als David nach Hause kommt, allein am Küchentisch und hält eine Brosche in der Hand. Die Tageskinder sind bei ihren Eltern, die in den Weihnachtsferien nicht arbeiten müssen, Eva baut mit Papa einen Schneemann im Garten.

»Die hat sie mir geschenkt«, sagt Mama und hält die Brosche hoch, »zum Abschied. Und dann hat sie mich umarmt.«

David erkennt das Schmuckstück, das Silke jeden Tag getragen hat. Es muss die erste und einzige Umarmung gewesen sein, die sie zugelassen hat.

»Wo sind sie hin?«, fragt er leise.

Mama hebt die Schultern.

»Temporäre Unterbringung«, antwortet sie, »das ist es, was wir sind.«

David hat längst begriffen, dass sie mit jedem Kind, das sie aufnehmen, etwas bekommen, aber am Ende auch etwas verlieren.

Mama sieht müde aus, gleichzeitig entschlossen und zuversichtlich. Zu Weihnachten wird David ihr ein Fotoalbum schenken, das er gebastelt hat. Es sind Bilder von Benjamin drin, und er wird auch welche von Silke und Simon dazukleben. Die hinteren Seiten sind noch leer, die sind für später.

»Ich hab dich lieb«, sagt Mama unvermittelt und breitet die Arme aus.

Das ist, was die Kinder aus seiner Klasse nicht verstehen. Dass Liebe nicht weniger wird, wenn man sie teilt.

Das Weihnachtsfest ist stiller als sonst, außer David ist nur Eva im Sommerhaus, und für dieses Haus sind zwei Kinder ziemlich wenig. Es hat zu viele Zimmer, es hat zu viele Spielsachen, es hat eine zu große Sehnsucht. Vor dem hell erleuchteten Christbaum macht David die Augen zu und wünscht sich einen Bruder. Einen, der bleibt. Einen, der nicht zu jung ist und nicht zu alt.

Das neue Jahr bringt ihm zahlreiche neue Leihgeschwister, nur ein Bruder im richtigen Alter ist nicht dabei. Dafür schläft Marius, fünf Jahre alt, für ein paar Monate bei ihm im Zimmer, bevor er abgelöst wird von Anni, die zwei Tage bleibt, ehe sie von einer entfernten Verwandten aus der Schweiz abgeholt wird. Besonders anstrengend ist die Zeit mit dem neugeborenen Baby, das direkt aus dem Krankenhaus gebracht wird. Es hat noch nicht einmal einen Namen, insgeheim nennt David es E. T., weil das kleine Gesicht so runzlig ist. Er bereitet Fläschchen zu, um E. T. zu füttern, badet ihn, reinigt seinen

verkrusteten Bauchnabel, wiegt ihn in den Schlaf, und dann kommt die Nachricht von seiner Adoption. Das Album, das er Mama zu Weihnachten geschenkt hat, füllt sich schneller als gedacht.

Manchmal denkt David, dass es eine Möglichkeit geben müsste, in Kontakt zu bleiben. Sich wiederzufinden, später.

Zu Evas fünftem Geburtstag hängt Papa die Schaukel, die an dem gefälltten Baum befestigt war, an einem anderen Baum auf, der nun stark genug ist, und sie feiern mit einem Frühlingsfest im Garten. Eva ist ein ruhiges Kind und himmelt David an. Wenn er nach Hause kommt, fällt sie ihm um den Hals, und am liebsten schläft sie ein, während er ihr vorliest. Das ständige Üben macht sich in der Schule bemerkbar, David kann von allen Kindern in der Klasse am besten vorlesen. Für seinen Aufsatz, eine Personenbeschreibung seiner Mutter, bekommt er eine Eins und ein Extralob von seiner Lehrerin.

»Sehr fantasievoll«, sagt sie und nickt, dabei hat David gar nichts erfunden.

Die Tageskinder werden älter und kommen in die Schule, andere Eltern besichtigen das Haus, lernen Mama und Papa kennen, melden ihren Nachwuchs für einen Platz an. Und während er es miterlebt, das Kommen und Gehen, fragt sich David, ob alle diese Kinder, die mit ihm hier gespielt, gegessen, geschlafen und geträumt haben, jemals an ihn denken wie er an sie. Ob sie später noch wissen, dass sie hier gewohnt haben, versorgt und betreut wurden, dass sie im Sommerhaus ihre ersten Schritte gemacht, ihre ersten Buchstaben gelesen haben, oder ob sie alles vergessen, ihn und seine Eltern auch. Er hofft, dass wenigstens ein gutes Gefühl zurückbleibt, eine kleine innere Sicherheit. Dass er und Mama und Papa ihnen ein Zuhause geschenkt haben, für zwei Tage, für fünf Monate oder ein paar Jahre, dass sie ihnen gezeigt haben, wie das geht, gemeinsam lachen, spielen, sich trösten und in Fiebernächten füreinander da sein, zu lustigen Liedern tanzen, sich lieb haben, einfach so, ohne jede Bedingung.

\*\*\*

Zu seinem zehnten Geburtstag bekommt David all die Bücher, die er sich gewünscht hat, grüne Rollschuhe, ein Tamagochi und den heiß ersehnten Discman. Zum ersten Mal ist sein Alter zweistellig, und er fühlt sich erwachsen. Er hat seinen Leihgeschwistern etwas voraus, er kann, was sie nicht können, und weiß, was sie nicht wissen. Er ist der Unterstützer. Der Helfer, der Freund, der Bewacher. Der die Kleinen tröstet und sie hochhebt, wenn sie hinfallen, der ihnen hilft, einen Becher zu halten oder eine Hose anzuziehen, der sie auf der Schaukel anschubst, wieder und wieder.

Im Sommer wird sein Radius größer, er darf allein ins Freibad. Dort trifft er die Kinder aus seiner Klasse, und auf neutralem Boden ist alles leichter, besser. Sie besuchen sich nicht mehr gegenseitig, stehen nicht mehr unter der Aufsicht der jeweiligen Eltern. Die neue Freiheit tut David so gut, dass er das Gefühl hat, anders zu atmen.

»Aber ihr braucht mich doch hier, oder?«, fragt er morgens, wenn seine Eltern alle Hände voll zu tun haben mit Frühstück machen, Windeln wechseln, Streitereien schlichten.

»Geh und hab Spaß«, sagt Mama und lächelt ihn an, »das ist unsere Arbeit, nicht deine.«

Die braunen Augen hat er von ihr geerbt, die braunen Haare auch.

Sie haben ihm eine Saisonkarte fürs Freibad geschenkt, und die Sommertage sind endlos. Jeden Tag sind andere Freunde da, sie essen Eis und Pommes, springen vom Dreimeterbrett, spielen UNO mit Ein-Schilling-Münzen als Einsatz, radeln sonnengewärmt, nass und müde nach Hause. Neun Wochen Ferien, und David nutzt jeden einzelnen Tag aus.

Zu Hause macht ihm niemand Vorwürfe. Es ist gut, wenn er mithilft, es ist genauso gut, wenn er es nicht tut. Das nimmt eine Last von seinen Schultern, von der er nicht einmal wusste, dass er sie trägt.

»Genieß es«, sagt Papa und drückt ihn an sich, wenn David morgens loszieht, »im Gymnasium wirst du viel lernen müssen.«

Aber das scheint weit weg in diesen sonnigen Momenten mit dem Rudel aus Gleichaltrigen, von denen David nur wenige im Herbst

wiedersehen wird, weil sie sich auf verschiedene Schulen verteilen. Er ist nie allein, absolut niemals und nirgends, sogar wenn er auf dem Klo sitzt oder unter der Dusche steht, kommt ein kleiner Bruder oder eine grinsende Schwester herein, daran ist David gewöhnt. So sehr, dass er sich abgetrennt fühlt, wenn einmal kurz niemand bei ihm ist, seine Gedanken dröhnen dann gar so laut.

In der letzten Ferienwoche wird das Licht früher golden, steht die Sonne schon anders und sinkt schneller. Als sie sich am letzten Abend verabschieden, umarmen sie sich mit diesem Lachen, in dem zu viele Gefühle stecken und das ein bisschen wehtut im Hals.

Das Mädchen fällt ihm aus dem Augenwinkel auf, während er zu seinem Fahrrad geht, und als er es aufgeschlossen hat, hält David irritiert inne, das Herz schlägt ihm auf einmal bis zum Hals. Er neigt den Kopf. Wer ist sie? Wo hat er diesen Schwung schwarzer Wirbel schon einmal gesehen? Wieso ist er auf einmal so aufgeregt? Er will sich ihr in den Weg stellen, sie aufhalten, »wie heißt du« fragen, ihre Hand in seine nehmen. Das Mädchen tritt in die Pedale, kommt an ihm vorbei. Und dann schaut sie ihn an, für einen Augenblick bloß, trotzdem hat David das Gefühl, ein Wiedererkennen in ihrem Gesicht zu bemerken, ein Erstaunen, ein Fragezeichen, da ist auch eine Erinnerung, die in ihm hochblubbert, und er hebt die Hand, hält noch das Schloss,

## Valerie, 1998

da reiht sie sich in den Straßenverkehr ein und radelt eilig nach Hause. Die Abkürzung am Freibad vorbei hat sie vor zwei Tagen entdeckt. Seit der Beerdigung ist sie jeden Abend zum Friedhof gefahren, hat Oma Kekse gebracht und sich zu ihr gesetzt. Es ist noch kein Grabstein da, bloß ein aufgeschütteter Erdhügel mit einem Holzkreuz, auf dem ein Schwarz-Weiß-Foto von Oma klebt. Valerie hat einen Keks gegessen, einen einzigen, aber immerhin. Zu Hause isst sie fast gar nichts. Denn wann immer sie die Küche betritt und da noch der Geruch von Omas Zigaretten hängt, schnürt es Valerie den Hals zu, so dass sie nichts hinunterbekommt.

Mama hat sich, seit sie Oma morgens leblos im Bett gefunden hat, nicht von der Nähmaschine wegbewegt. Sie schneidert ohne Unterlass, schläft, wenn überhaupt, zu ungewöhnlichen Zeiten, trinkt nichts als schwarzen Kaffee und lässt die Maschine ununterbrochen rattern. Zur Beerdigung hat sie ein riesiges, aus den farbenfrohesten Stoffen angefertigtes Kleid getragen, das für so viel Aufsehen gesorgt hat, dass sie es in die Zeitung geschafft hat. Sie ist hinter dem Sarg gegangen wie eine prächtige, knallbunte Königin.

»Jeder trauert eben anders«, hat Papa nur gesagt.

Aus dem Zeitungsartikel, den Valerie heimlich gelesen hat, hat sie endlich etwas über Oma erfahren. Dass sie eine Erbin der Berndorf-Dynastie gewesen sei, stand da drin, aus einer ehemals adeligen Familie, dass sie ihren Mann früh bei einem tragischen Unfall verloren und daraufhin sehr zurückgezogen gelebt habe, was man von ihrer Tochter Magdalena nicht behaupten könne, denn die sei, gemeinsam mit ihrem Mann Christian, eher für spektakuläre Mode und denkwürdige Auftritte bekannt. Hinterher hat Valerie die Zeitschrift weggeworfen.

